

(Nachdruck verboten.)

## 82] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kura.

Und als die Madlen aus dem Dunkel der Vergangenheit auftauchte, da wünschte der Bursche, daß er morgen vom Stahl des Feindes ins Herz getroffen werde (Herzschuß und Bandage vergaß er), und dann vor seinem Sterben die treulose Madlen zu ihm käme und er ihr sagen könnte, daß er nur ihretwegen sterbe. Und als der Findling wieder bei seiner Liebe angelangt war, wurde der Sterbende wieder lebendig und dachte weiter, wie schön es wäre, wenn er die Madlen zum Weibe hätte, und so weiter und so weiter.

Um Morgen holten seine Kaufbrüder den Burschen zur Mensur aus seiner Bude. Unter der Haustür gab der Postbote dem Findling einen Brief aus Gutenberg. Er steckte die Post in die Tasche und der Wurm den Stachel in das Herz des Burschen.

Aber der Findling war tapfer und ging, ohne den Brief zu lesen, zur Mensur.

Klapp, Klapp, Klapp, Klapp, br! „Salt!“ Der Findling hatte einen sitzen. Das genügte, und das väterliche Gefühl war für den Bruder Lucies wieder hergestellt, der Findling aber durfte seiner Lebtag einen netten Nennmischer nicht heruntreten.

Als Lucie die Moritat erfuhr, lachte sie ihren Bruder aus, und mit dem süßesten unschuldigsten Gesichtchen stellte sie dem Findling ihren Bräutigam vor. Der Bruder machte ein möglichst dummes Gesicht und sagte:

„Ich hab' gemeint, dieser da?“

Da sagte sich der Findling, und im Augenblicke erkannte er, wie lächerlich sein Unterfangen gewesen und in welcher fremder Welt er gelebt hatte. Und er wußte da mit einem Male, was er in Zukunft tun mußte. Darum nahm er Lucies Hand und sagte als ein anderer, Geheilter:

„Ich danke Ihnen.“

Verwundert schauten alle auf die beiden jungen Menschen. Der Findling aber verabschiedete sich. Lucie schaute ihm nach, und ein eigener Gedanke, kraus und rasch wie ihr Wesen, ging durch ihr Köpfchen. Na, wenn der Findling immer so gewesen wäre wie eben, dann —. Mit nachdenklichem Gesichtchen nahm sie die Glückwünsche entgegen. Dann aber lachte sie auf, und als sie mit ihrem Verlobten allein war, nahm sie ihn um den Hals und küßte ihn.

Und als der Findling Abschied von Lucie nahm, sagte er auch seinem Leben und Treiben im schönen Narrentanz Valet. Er verließ das tolle und lustige Narrenschiff, das auf den Bogen der Zeit dahingleitet oder in Stürmen hüpf und rollt, aber immer dasselbe Narrenschiff bleibt, und immer und immer auf dem unendlichen Meere der Zeit daherkommt, vor der Zeit flieht, der Zeit entgegen, in ewiglicher Unrast. Und immer treiben die Narren auf ihrem Schiffe das gleiche tolle Leben, nur ändern sie ihre Kleider. Einstens in nackter Kraft, Mann und Weib in stolzer Blöße, und heute in Samt und Seide. Aber immer sind ihre Pieder die gleichen geblieben, nur die Melodei ändert, doch der Inhalt ist derselbe. Da fahren sie voll Lust dahin, der Ewigkeit zu, und hasten nach Genüssen und brechen sich die Treue und verraten den Freund und gleichen und glänzen. Und dann kommt einem Meteor gleich das Genie als ein neuer Narr auf das Schiff der Zeit, und der Steuermann wird gut Freund mit ihm, und der Nimbus des Genies ist Trumpf. Auch kann dann und wann aus der Tiefe des Volkes eine Kraft gleich einem Vulkan kommen, und die rüttelt und schüttelt die Narren und kehrt aus. Ueber Bord mit dem Genie von oben und dem Steuermann und den Narren ohne Zahl, Plaz da den neuen Narren von unten, denn auch sie sind ohne Wahl Geißa, wie schön ist die Fahrt auf dem Narrenschiff, welche Lust zu leben! Und aus allen Landen her strömen sie herbei, und erbittert ringen sie um ein elendes Plätzlein auf dem stolzen Schiff. Sie geben schöne Täler und hohe Berge des Landes und fahren dahin auf dem Narrenschiff. Und immer wieder gibt es einen Rehraus, und immer wieder gibt es Narren, und das Schiff hat ewigen Bestand. Aber wenn

einer der Narren zum Erznarren wird, dann kommt ihn der Rappel an und er — — verläßt das Schiff von selbst und geht über Bord.

So tat der Findling, und er rettete seine Erznarrheit auf ein stilles Eiland.

Für den Findling war nun zwar das Eiland nur die Straße, durch die er als Erwachender daherkam. Es hatte ihn mit einem Male eine nüchterne Erkenntnis übernommen, und er kamte aus dem Gepäck, das er glücklich vom Narrenschiff auf das andere Ufer hinüber gerettet hatte, seinen Seelenpiegel, und da wurde ihm gottsklagenjämmerlich zumute.

Die Seele des Findlings sehnte sich darum nach einem auffrischenden Sering. Und da in solchen Lebenslagen bekanntlich die Bilanz des bisherigen Lebens von großer heilsamer Wirkung ist, ging der Findling hin und nahm seine Seele in die Hand, begann zu addieren, zu multiplizieren, dividieren und so weiter, bis er Gewinn und Verlust als ausscheidendes Resultat fertig hatte. Und da der Findling in den besten Jahren ging, sorgte seine Jugend schon dafür, daß sich Verlust und Gewinn die Waage hielten. Und als er an die Madlen aus Gutenberg dachte, da wollte das Blut wie Milch über dem Feuer, und gab dem Jünglein der Waage einen kleinen Kupfer, damit der Gewinn als der schwerere Teil zu Boden ging. Und als es soweit war, und so ganz unschuldig, beinahe gerecht, ein miserabel falsches Bilanzlein zustande kommen wollte, klopfte dem Findling das Gewissen auf die Schulter und sagte, gleich wie der Fremde von Gutenberg immer mahnte, als der Findling dessen Weisheit noch mit dem Pössel fraß:

„Holla, Bublein, sei in erster Linie ehrlich, und auch dann, wenn's in dein eigenes Fleisch geht!“

Scheu drückte da der Findling sich eine Straße weiter, denn er fühlte, wie der Fremde an seiner Seite schritt und ihn spöttisch anschaute; aber als er in den Augentwinkeln die alten, gutmütigen, wohlwollenden Falten sah, hörte er auch wieder den anderen lebensweisen Spruch des Fremden von Gutenberg:

„Es ist nichts so schlimm, mein Bublein, wie es scheint, und zuletzt, wenn du's verstehst, ist das Schlimmste nicht mehr böse und kommt vom Menschenherzen! Darum immer den Kopf hoch und ehrlich sein, verstehen wollen, und dann kannst du alles vergeben, sogar — — die eigenen Sünden, denn die brennen am heftigsten, mein Bublein!“

Als der Findling beim Wohlwollen angelangt war, sagte er aus neue ein mutiges Herz und begann ehrliche Rechnung zu machen. Vielleicht nahm er sich auch zusammen, weil der Fremde, so oft er auch über die Achsel schielte, einen knappen Schritt hinter ihm drein lief und recht scharf auf sein Geheimbuch schaute. Darum buchte der Findling bei Heller und Wenig ehrlich nach seinem besten Können. Jeder Sünde ging er auf die Spur und lag immer sprungbereit, auf die Seele lauernd, wie eine maufende Katze.

Und als er mit der Bilanz fertig war, ging ihm ein neues Licht auf. Jetzt erst begann er den Fremden zu verstehen und wohin er zielte und wie mannigfach er die weißen Blätter seines wißbegierigen Herzens beschrieben hatte.

Deshalb waren dem Findling die Vorlesungen der Professoren auf der Universität schal und abgestanden vorgekommen, weil der Fremde verstanden hatte, langsam, von Kindesbeinen an sozusagen, in einfacher Form all diese Weisheit seiner Seele einzuprägen. Der Fremde gab dem Knaben das Wissen leicht fassbar und handlich, und so wurde der Geist des Jünglings auf weite Bahnen geführt. Die Professoren aber wützten ihre Sermonen und tiefen Ergründungen, wie raffinierte Köche ihre Pasteten schwer verdaulich und dem Magen beschwerlich machen, um Gaumen und Nerven zu fitzeln; aber beider Methoden sind wenig nahrhaft.

Und es schien dem Findling, als er durch die Straße schritt, an herausgeputzten Schaufenstern vorbei, auch von dieser prahlenden Schaustellkunst (die dem Beschauer das Maul aufsperrt, damit ihm der Kaufmann das verblüffte Portemonnaie besser auslaufen kann) hätten die Professoren ein Endchen profitiert und damit ihr Mäntelchen hübsch verbrämt und gesteißt, damit's nach jeder Seite hin gehängt werden könne vor lauter Gelehrsamkeit



Und als sich der Findling nach dem Fremden umschaute, nickte der und sagte:

„Zum Teil stimmt's schon, doch gibt's auch darunter, Gott sei Dank, noch einige — — — räudige Schafe, und die sind immerhin noch vor Gott gerecht, mein Büblein!“

Da kam aber wieder ein Wölklein an den Himmel der Gegenwart. Und dieses Wölklein wuchs und wuchs und wurde dem Findling zur Gewitterwolke.

Dieses Wölklein war die Frage des Findlings, die er der Zukunft stellte. Und als er daran dachte, daß auch der Fremde und der Altenberger Herr ihm eine Mission für die Zukunft gegeben hatten oder vielmehr von ihm verlangten, in Zukunft als seine Mission etwas zu wirken und zu leisten, um so als ehrlicher Mensch seine Schuld an den beiden zu begleichen, da wurde die Wolke zum donnernden und blinkenden Ungeheim.

Warum hatte der Fremde mit ihm in den letzten Jahren als Hauptsache die Weltgeschichte und die Geschichte des Volkes durchgenommen? Warum hatte er den Finger immer auf die blutigen Wunden gelegt, welche einst mit brutalem Schwerte den schwachen, dummen, zum viehischen Haufen herabgedrückten, aber gottesähnlichen und gottesebenbildlichen Menschen geschlagen wurden, auf diese Wunden, die heute im Buche der Menschheit nur noch als blutrote Narben leuchten? Was hatte da der Fremde gewollt? Er hatte es nie gesagt, denn er meinte, aus dem Herzen heraus, von selbst, müsse die Tat zum Guten kommen. Der Mensch könne nur durch Wissen und Unterscheiden zu den Grenzen von Gut und Böse geführt werden, aber Wegweiser zur Tugend gäbe es keine.

Als das Gewitter der Ungevißheit immer mehr wetterte im Hirn des Findlings, schaute er sich nach dem Fremden um. Aber da schien sich dieser langsam zu verlieren, nur noch undeutlich konnte der Findling das zukunftsichere Lächeln des Fremden sehen, und da überwand er die Angst und die Unsicherheit. Er wußte wie mit einem Male, daß der Fremde sein Teil getan hatte, ehrlich und recht, und darum mußte das Leben ihn auch seiner Bestimmung zuführen, das mußte so sein. Es kommt ja öfters im Menschenleben ein Augenblick, der an Gewinn von Erkenntnis und Einsicht nach Jahren zählt.

Aber warum er das Vermächtnis des Altenberger Herrn an sich nehmen sollte, dies wollte der Findling immer noch nicht einsehen. . . Er dachte eher mit Groll an dieses Gut; nur Ungemach hatte es ihm bislang gebracht.

„Und wenn das Ungemach nicht gewesen wäre, dann hätte es für dich kein Heute gegeben, mein Büblein!“ So glaubte der Findling aus der Ferne des Fremden Stimme zu hören. Oder hatte das Gewissen ihm das alles gesagt?

Trotz der Dankbarkeit fürs Heute, das als Frucht des Ungemachs gekommen war, blieb er gesonnen, das Erbe nicht anzunehmen; das, was er tun mußte und wofür er über die niedere dumpfe Unwissenheit seines Standes herausgehoben wurde, hing nicht am Geldeswert. So glaubte der Findling.

Der Findling aber trante zu Hause aufs neue den Brief seiner Schwester aus. Dann packte er langsam Stück für Stück zusammen, und als er fertig war, sagte er und lachte ob dieser Wahrheit, die erquicklich war:

„Welch ein Esel bin ich gewesen!“

Und als er am Bahnhofe war, gab er ein Telegramm an die Madlenen auf und meldete seine Heimkehr.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Streik in der Pampa.

Skizze aus dem argentinischen Arbeiterleben. Von Leo Polisch.

Ich war wieder einmal blank. Ganz blank, trotzdem ich erst vor kaum acht Tagen mit schweren vierhundert Pesos nach Buenos Aires zurückgekommen war. Zwei lange Monate hatte ich in der Weizenernte geschunden, hatte auf der Mähmaschine gesehen und auf dem Gartenbinder, hatte im glühenden Sonnenbrand des südamerikanischen Dezember die Garben zusammengeschleppt und sie mit türmen helfen zu den haushohen „Pilas“, den Riesenschubern, mit denen sich dann später die Sklaven der Dreschmaschinen herumgeschlagen mußten. Und als wir dann fertig waren mit den sechshundert Hektar, die der Farmer unter Weizen stehen hatte, da war nichts mehr in uns, als das Bedürfnis, die Bier nach Feiertagen. In der argentinischen Ernte gibts weder Sonn- noch Feiertag. Das Weihnachtsfest z. B., das in die Ernte fällt, wird nicht gefeiert, trotzdem Argentinien ein sehr katholisches Land ist. Verdienen ist überall wichtiger. . . .

Der Patron wollte mich damals als Jahresknecht dingen: vierhundert Pesos, alles frei und fünf Prozent von der Ernte. Und ich wäre vielleicht geblieben, wenn mein Freund Charlie, der Nordamerikaner, mitgetan hätte. Aber der wollte nicht, und so waren wir beide, unseren Scheck in der Tasche, nach der nächsten Station geritten. Rasch genug war er eingelöst und auch das Verstopfen der Pferde dauerte nicht allzulange. Und dann ging's fort, unserem Buenos Aires entgegen. Am Abend desselben Tages kamen wir an, betwiltbert, schwarzgebrannt und abgerissen wie immer, mit der Linchera, dem Reijesad auf dem Rücken. Verdächtig genug sahen wir aus. Und doch empfing uns Senor Knöpfle, der menschenkundige Besitzer des Hotels „Deutscher Bund“ in der Paseo de Julio, voll aufrichtiger Hochachtung. Kamplente haben immer Geld wie Heu und wir waren zudem alte, treue Kundschaften. Und nun gingen wir Buenos Aires erobern, mit unseren vierhundert Papierpesos im Sad. . . .

Wie ich also anfangs meiner Geschichte bemerkte, ich war wieder blank. Caramba, nun wars Zeit, wieder loszugehen!

Charlie wollte an eine Dreschmaschine und verprach sich und mir goldene Berge davon. Aber ich kannte den Zauber ja auch schon so ziemlich: die goldenen Berge haben Farmer, Dreschmaschinenbesitzer und Maschinist. Die Arbeiter häufen sie bloß. . . .

Der Dickschädel ließ sich aber von seinen Vorgesetzten ebenso wenig abbringen, als ich von den meinen. Und so trennten sich wieder einmal unsere Wege.

Ich stand wenige Tage später als Oberbauarbeiter wieder in der Pampa, an einem Schienenstrang der F. C. S. (Südbahn) unter einem Hausen Italiener und Spanier. Um drei Pesos 53 Centavos (Abzug fürs Essen 53 Centavos) täglich schwangen wir Hacke und Schaufel, um auf eine Länge von mehr als 100 Kilometer Schienen und Schwellen auszuwechseln. Die nächste Station war an vier Leguas (20 Kilometer) von unserem Lager entfernt. Und diese Station, ich glaube, sie hieß Bonifacio, wies außer den Bahngebäuden nur noch einen „Almacen“ auf, einer jener Kampläden, in denen man alles bekommt, was in Bildweist nur zu erlangen ist. So war ich wieder einmal in meiner Pampa, wo sie am besten ist.

Die Arbeit konnte nicht gerade schwer genannt werden. Die Schienen aufreizen, die alten gußeisernen Schwellen abheben und durch neue aus Eisenholz ersetzen, sodann die neuen Schienen aufnageln und nivellieren, das war alles. Ueberanstrengen brauchte sich der Einzelne nicht gerade; zu jedem schwereren Handgriffe faßten wohl drei oder vier Leute mehr an als anderswo, etwa in Nordamerika, üblich ist. Und jegliche Hantierung vollzog sich unter stetem Kommandieren und aufgeregtem Hin- und Herlaufen; südliche Art.

Die Rapatage (Vorarbeiter) schienen mir erst nicht schlimmer zu sein, als alle die anderen, die ich auf meinen Irrfahrten kennen gelernt hatte. Sie trieben wohl von Zeit zu Zeit an, aber das war nicht so ernst gemeint. Hätte auch wenig Zweck gehabt. Einmal waren unter uns genug von jener Sorte, die sich nicht alles bieten lassen. Und dann mußte auch ohne Antreiben eine gewisse Strecke täglich fertig werden. Einmal nur am Tage passierte ein Zug diese Linie, das war vormittags. Vor seiner Durchfahrt mußten schon sämtliche Schienen geladert sein. Dann fuhr der Zug langsam durch und nun erst wurden die Schienen abgerissen. Abends, wenn die Sonne gesunken war, mußte alles in Ordnung sein für den Nachtzug.

Soweit hätten wir also zufrieden sein können, denn auch unsere Zelte waren nicht schlecht, ziemlich neu und rein und auch reichlich genug berechnet, so daß wir bloß zu Dritt in einem Zelte zu wohnen brauchten. Jedoch, das „Aber“ fehlte auch hier nicht; und es traf uns alle an einer Stelle, die wohl am allerempfindlichsten ist. Am Magen.

Es ist klar, daß man für fünfzig Centavos täglich keine fürstliche Mahlzeit haben kann. Das zu verlangen, wäre wohl auch keinem von uns eingefallen. Aber im ersten Fleisch- und Weizenlande der Welt will man doch nicht Hunger leiden. Das tut in Argentinien nicht einmal der Attorante, der Landstreicher. Die Bahngesellschaften überlassen die Verpflegung der Erdarbeiter den Rapatagen, und alle fahren gut dabei, ausgenommen die — Arbeiter. Das Rechenexempel ist so einfach. Die Vorarbeiter werden nur mäßig bezahlt von den reichen Bahngesellschaften; dafür werden sie darauf verwiesen, daß die Verpflegung der Arbeiter genug abwerfen könne. So anständig, ein reichliches und gutes Essen zu geben, ist nicht der zehnte Vorarbeiter. Auch unserer gehörte nicht zu der guten Sorte. Der Morgenmattke war zu schwach und zu wenig süß, das Fleisch nicht frisch, Reis und Rubeln öfters dumpfig. Billig zusammengelaufenes Zeug.

Und so kam die Unzufriedenheit. Während der Arbeit murrte es von einem hungrigen Magen zum anderen, flogen die Berechnungen, wie viel aus uns herausgepreßt werde, von Mund zu Mund. Kam der Rapatag, so verstimmt die Reisten. Ihre Knechtsinn war noch übermächtig. Aber der Hunger ist nicht nur der beste Koch, sondern er ist auch der beste Revolutionär. Er kroch in allen Eingeweiden umher, er fraß in jedem und hegte und wühlte in uns allen, auch in den Dummsten, bis er haßerfüllt auf den Rapatagwagen schaute, wo der Rapatag und seine Kreaturen reichliche Extrastoff schmausten. Und bald flatterte das Wort Streik auf.

Bei meiner Gruppe wurde es zuerst ausgesprochen: „Wenn wir nicht anständiges Essen bekommen, wird alles stillgelegt.“



Joh lachte: „Ja, wenn wir lauter Norditaliener oder Deutsche wären! Aber so? Was können wir mit den Neapolitanern anfangen? Das sind doch keine Männer!“

Die müssen mit, sonst . . .  
Und meine Kameraden erzwangen es. Bald raunte man in jedem Bets von Arbeitseinstellung. Joh riet ab. Man werde uns, im besten Falle, abschieben und andere Arbeiter kommen lassen. Buenos Aires ist voll mit Arbeitslosen, die nichts wissen von Solidarität, die, selbst wenn sie es wüßten, kommen würden, um endlich Arbeit zu finden. Ein Piemontese schlug sich dröhnend an die Brust. Er habe in der Pajeo de Zuleo so viel Bekannte, daß er jeden Zug verhindern könne. Und auf alle Fälle müsse man den Blutsaugern einen Dentsattel geben. Joh stellte ihnen vor, daß ein Streik, geführt von Unorganisierten, hinter denen niemand stehe, unmöglich Erfolg haben könne.

„Wir sind nicht in Europa,“ bedeutete mir ein Anarchist. „Wollten wir auf eine Organisation warten, so dürfen wir noch lange nicht streiken!“

So gab ich mich denn zufrieden. Und nun wurde der Kriegsplan entworfen.

Der nächste Morgen brachte uns kein besseres Frühstück als die vorhergegangenen. Einer der Piemontesen ging zum Kapataz, schüttete ihm die Brüste vor die Füße und sagte: „Das ist der letzte schlechte Rattee, den wir uns von Euch gefallen lassen!“ Hohnlachend darauf der Kapataz: „Nach Dirs anders, mein Junge. — „Gut, wie Sie wollen! Gehen wir wieder an die Arbeit, Compañeros!“

Und die Tagesarbeit wurde fortgesetzt; bald waren wie sonst die Schienen aufgerissen, die allen gußeisernen Schwellen lagen unten am Bahntörper. . . . Aber nicht wie sonst wurden die neuen Quebrachoholzschwellen aufgelegt und die Schienen notdürftig festgenagelt, damit der Zug passieren könne. Als der letzte Teil unserer Tagesstrecke vorbereitet war, ertönte ein Pfiff und alles warf Hade oder Schaufel, Hebebaum oder Brechhantel zu Boden. Die Arbeit war eingestellt. . . .

Der Kapataz wüßte erst und brüllte wie ein Wahnsinniger; in wenigen Viertelstunden sollte der Zug passieren. Er drohte uns mit Schießen, mit Militär und Kerker. Wir lachten. Nur einige ungeheuchelte Heißsporne schimpften zurück und züchteten theatralisch Messer und Revolver. Als er sich etwas erholt hatte von dem ersten Schreden, begann er zu verhandeln: „Was wir eigentlich wollten?“

Keinen jühen Rattee, frisches Fleisch, unverdorrene Zutaten. Und das Essen am 10 Centavos billiger: „Sie verdienen auch dann noch genug an uns!“ Der Kapataz sah ein, daß er werde nachgeben müssen, denn die Zugzeit rückte immer näher: „Ich bewillige Euch alles, geht nur an die Arbeit!“

„Nichts da, wir glauben Euch kein Wort mehr. Erst muß alles abgemacht und unterschrieben sein, ehe wir wieder anfangen!“

„Bis zum Lager ist's eine halbe Stunde, und derweil kommt der Zug . . .“

„Freilich kommt der Zug,“ frohlockten wir, „aber nur bis an die Stelle, die wir ihm bezeichnet haben; dann hält er. Und hinter ihm alle späteren, ehe wir nicht unser Recht haben.“

Er seufzte schwer: „So kommt denn mit!“

An den beiden Enden der Arbeitsstrecke wurden rote Fahnen gesteckt, und dann ging's fort ins Lager; nur eine Waage blieb zurück. Während des Weges aber schon schien mir der Kapataz seinen Herzensfrieden vollständig wiedergefunden zu haben. Das Gesicht mir nicht. . . .

Die Verhandlungen widelten sich erst ziemlich glatt ab, er bewilligte alles, was wir forderten. Nur von weniger fürs Essen zahlen wollte er absolut nichts wissen. Das sei Sache der Bahngesellschaft. Aber gerade darauf bestanden wir.

„Ich will Euch etwas sagen, Jungens, teilen wir. Ihr gebt statt zehn fünf Cent's weniger. Billiger kann ich es nicht tun.“ Joh riet, anzunehmen, weil ja doch nicht mehr zu erzielen sein werde. Und (das dachte ich mir aber wohlweislich bloß) weil ja doch das Ganze nur sehr kurze Zeit gelten würde. Die Genossen waren denn auch alle froh über den schnellen Sieg, und so wurde der Handel bald abgeschlossen. Die alten Borräte, darauf bestanden wir, mußten vernichtet und neue gute sofort aus der Station herbeigeschafft werden. Auch darin gab er nach; aber es fiel ihm am schwersten. . . . Und nach der Verbrennungszeremonie führen der Kapataz und einige Arbeiter auf der Drahtseil, um neu einzukaufen. An diesem Tage wurde nur so viel gearbeitet, daß die Züge langsam passieren konnten. Dann wurde gefeiert, und ein fröhliches Böllchen verspreute sich über die herblich braune Pampa. An jenem Tage wurde viel Wild niedergemallt und manches Nutria, manches Gürteltier gefangen.

Und am nächsten Morgen arbeiteten wir wieder wie immer. Und wie immer schimpfte der Kapataz und schrien die Vorarbeiter; alles war wie sonst. Nur das Essen war wirklich bedeutend besser. Also doch ein Erfolg?

Aber das dicke Ende kam nach. Vier Tage später war Auszahlung. Und als der Panzerwagen des Zahlbeamten herankam, sahen wir, daß aus ihm die Gewehrläufe von einem Duzend Polizeisoldaten blinkten. Joh wußte schon, was kommen würde. Nach der Auszahlung wurden wir alle zusammengerufen und der Polizeikommissar teilte uns mit, daß wir alle sofort das Lager zu verlassen hätten. In der Station warte ein Lastzug auf uns, der uns nach der nächsten Stadt bringen würde. Dort würden wir

schon erfahren, was es heiße, Revolution zu machen. Da hatten wir's.

Aber da war nichts mehr zu machen. Und während wir nach der Station eskortiert wurden, kamen schon die Neuen. Lauter Leute, denen man anjah, daß sie noch vor kurzer Zeit in irgend einem dunklen Winkel unseres alten Europa vegetiert hatten. Bosniaten, Dalmatiner, Russen, Ruthenen; „Neue Emigranten“ heißt der Gaucho diese Leute, weil sie erst seit wenigen Jahren nach Argentinien exportiert werden. Arme Teufel, die alles mit sich machen lassen, weil sie kein Wort Spanisch verstehen und zu Hause in noch viel ärgeren Verhältnissen gelebt haben als die sind, in die sie nun gerrieben werden. . . .

Wir aber, die Sieger, schritten der Station entgegen. Um die Wahrheit zu sagen, muß ich damit schließen, daß kein Zug für uns bereit stand, und daß sich die löbliche Polizei um uns, als wir den Bahnhof erreicht hatten, überhaupt nicht mehr kümmerte. Wer also Sehnsucht nach der Stadt hatte, konnte fahren, freilich aber mit bezahlter Karte. Joh zog es vor, das nicht zu tun, und hatte schon am nächsten Tage in der Nähe von Bonifazio Arbeit gefunden, diesmal als — Hauslehrer bei einer deutsch-russischen Farmerfamilie.

## Liliencrons Werke.

Im Sommer des Jahres 1909 verstummte der Mund des reichbegnadeten Sängers auf immer. Aber das Schicksal eines rasch vom Geschlecht der Lebenden leberrammen blieb Liliencron erspart. Ja man kann sagen, daß sich das Interesse an ihm eher verhärtet als vermindert hat. Selten war das Milieu, dem je ein Mensch nacheinander überliefert wurde, aus soviel heftig sich widersprechenden Elementen gemischt, als bei Liliencron. Dem Schoße eines feudalen Geschlechts entsprungen, dann wieder in den nicht minder exklusiven Stand eines altpreussischen Offiziers förmlich hineingedrückt, sprengt der zum Dichter Erwachte jene Fessel, um als brotloser Kunstzigeuner und Proletarier sein Dasein fortzusetzen. Aus Sorgen und Elend, aus Leid und Schmerzen ward uns die Perle seiner Dichtung gewonnen. Wenn einer rühdig war, so war er's; aber wenn je einer litt und kämpfte, so war er's! Und es ist gut, daß Liliencron so war, anders hätte sein Dichten und Denken nicht jenen vollen Druckerflang in Dur und Moll besessen, den wir nun so sehr bewundern.

Darin beruht aber auch das Geheimnis der fortdauernden Wirkung seiner Poesien, die in ihren einzelbändigen Ausgaben ungewöhnlich hohe Auflagenziffern erklimmen haben. Wer wäre vor fünfzehn, ja noch vor zehn Jahren so vermessen gewesen, solche Wunder zu glauben? Selbst Liliencron glaubte sie nicht. Bis wenige Jahre vor seinem Tode war sein Singen bitterster Anklagen voll. Noch der Sechziger sah sich von hämischen Bewigglern umstellt! Noch immer ward sein Bild von Leidenschaft und Haß getrieben. Erst an seinem Grabhügel gab es Frieden. Die hartnäckigsten Gegner senkten die Aningen; der Dichter war Sieger gelieben.

Indes, so bitter der Kampf für Liliencron oft gewesen war, wer möchte heute seine starke Wirkung bestritten? Der ewige Widerstand gegen vertratete Verhältnisse und Zustände gesellschaftlicher und sozialkünstlerischer Natur stärkte sein Welterkennen und trieb alle Reime seines Talents zum Wüßhen und Reifen. Freilich: Früchte gab es da von seltsamer Art und süßerbem Geismad, gewachsen auf einem Baume, dessen Wurzelwerk tiefverzweigt in deutscher Erde Nahrung sog, während tropische Sonnen das Geäst wie Blatt- und Blütengewebe seiner mächtigen Krone durchgluteten. Daß diese Poesiegewächse dem an Zudergebäd gewöhnten Gaumen aller Durchschnittsdeutschen nicht mundete, war gewiß weder ihre Schuld, noch die seinige — so tragisch dies Mißverhältnis für Liliencron werden sollte. Aber schwerer wog schließlich doch bei ihm das wohlige Bewußtsein, noch teilhaftig des großen Umwunges zum Besseren zu werden, der sich während der letzten Spanne seines Lebens vollzog.

Glücklich dürfen wir Liliencron preisen, daß er in der Volkraft seiner Gaben von uns scheid. So bleibt ihnen die Jugend. Solche reife Jugend verspricht lange Dauer.

Aus diesem Grunde mag uns denn die Gesamtausgabe seiner Werke nicht bloß als satistischer Abschluß, sondern gleichzeitig als frischer Beginn und Fortgang erscheinen. Als endgültiger Abschluß insofern, als ihr Inhalt konstant unberändert bleiben soll für alle Zeiten. Als Anfang, weil sie durch mancherlei bisher ungedruckte Schöpfungen in Versen und Prosa eine ungeahnte Bereicherung erfahren hat und sonach gewissermaßen mit verstärkter Werbekraft hinauswirkt.

Diese Reuauausgabe ist von Richard Dehmel, dem engsten Freunde und Nachschaffverwalter Liliencrons besorgt worden. Wenn man weiß, wie grümmig verhaßt diesem alle „Festschrift“ und alle Literaturgelehrten zeitlebens gewesen sind, so freut's einem doppelt, daß hier ein Dichter den letzten Willen des Toten getreulich seinem Geist und Wesen vollstredt hat. Die Künstler vom Katheder werden natürlich jedwede „methodische Anordnung des Stoffes“ nach den Entstehungsdaten, desgleichen sein zeilenmäßige Auszahlung am Rande, sowie ihn jeweils begleitende Kommentare und sonstigen Ballast vermiffen. Aber die lassen sich mit den Worten des Seidengängers Liliencron an seine Tadler abfertigen:

Da fragt ich nicht lange, wem's gefällt;  
Was kümmert und schiert mich die übrige Welt.



Die Gesamtausgabe umfaßt 8 Bände zu je 400 Seiten. Drei liegen jetzt vor. In ihnen ist die epische und lyrische Ernte geborgen. Daß Dehmel den „Poggfred“ an die Spitze gestellt hat, entspricht der hohen dichterischen Bedeutung dieses Epos, für das man irgend ein Vorbild in der Weltliteratur vergeblich suchen wird. Eigentlich nur eine Reihenfolge lose zusammenhängender „Kantusse“, fehlt ihm doch nicht die innere Einheitlichkeit. Im heimatischen Holstein liegt zwar nicht in Wirklichkeit, sondern im Bereich der Poetenphantasie das „Zauberschloß“, „Poggfred“ (Froschfrieden) genannt. Dort lebt der Dichter sich aus in sagenhafter Vergangenheit und greifbarer Gegenwart. „Poggfred“ ist der Ausgangspunkt für alle Phantasieritte in Erden- und Himmelsweiten. Liliencron, der Mensch, holstisches Land und Volk — alles ist eins. Hier wurzelt des Dichters herrliche Kraftnatur. Dies Epos in seiner großartigen Poetiedurchdringung ist Liliencron, wie er lebte und lebte, litt und kämpfte. Es ist die persönlichste aller seiner Schöpfungen.

Hier mögen dann einige Bemerkungen über Liliencron als Sprach- und Formenschnitzer am Platze sein; obwohl weder trotz aller Beherrschung metrischer Regeln jemand Dichter zu heißen ist, noch zum Verständnis eines Kunstwerks gelangt — falls ihm kein Gemüt von der Natur mitgegeben wurde. Wie Goethe sagt: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen usw.“ Liliencron, der modernste unter den modernen, war doch auch insofern sein Eigener, als er die Abschöpfung alles Ueberkommenen nicht mitmachte, sonst hätte er ja niemals exotische, speziell italienische Metren verwenden dürfen. Wir finden aber die meisten seit je gebräuchlichen Versformen bei ihm; außer sämtlichen deutschen z. B. altfranzösische (Alexandrin), orientalische (Pshafelen), griechische (Hexameter), altenglische (Spenserstange) und italienische (Ottaven, Terzinen, Ritorneellen, Sizilianen usw.). Alle handhabt er meisterhaft. Die Sizilianer, dann die hauptsächlich durch Torquato Tasso zur Klassizität erhobene, von Lord Byron in seinem Epos Don Juan zum ersten Male auch auf lombische und realistische Schilderungen eingestellte Ottave reims bevorzugt Liliencron oft und gern. Fast durchgängig ist sein Poggfred in dieser Strophe geschrieben; und wo er einen „Kantus“ mit einer anderen Form durchsieht, greift er zur Terzine. Das Beispiel Byrons war verlockend für ihn; ja man kann sagen: Liliencron ist noch über den Briten hinausgegangen bis zu völliger Modernisierung der Ottave. In diesem Bestreben kommt's ihm freilich auch nicht auf Bruchstücke verbizierter Prosa und Fiktionen an. Die Fortschrittlichkeit, womit sie riskiert werden und noch mehr der humoristische Seiten sprung, mit dem der Dichter sich dann plötzlich über sich selbst zu belustigen pflegt, macht auch solche Verfassungen genießbar. Und Homer schläft — wie in Hermann Linggs „Völkertwanderung“, die gleichfalls in Ottaven gehalten ist — natürlich auch zuweilen im Poggfred-Epos. Die bildhafte poetische Anschauung aber und die sprachschöpferische Energie sind einfach erstaunlich. Der malenden Begriffe hat Liliencron soviel, daß er wie ein Kröfus erscheint. Und dazu sind sie alle so neu, so plastisch, so packend — der Leser verfällt aus einer Verblüffung in die andere. Ja — vernahm sie noch keiner? Gewiß; denn sie sind der Sprache des Landvolkes abgelauert. Nur gefächelt hatte diese Perlen kaum je ein deutscher Poet. Aber wie wunderbar weiß sie Liliencron lebendig zu machen, zum Strahlen, zum Lösen zu bringen! Nicht einmal, nein unzählige Male, besonders wenn er Vorgänge in der Natur schildert, vermeinen wir förmlich den Odem der Erde, blühende Frühlingswinde, salzige Seebriese, Heibeluft zu verspüren. Alles kriegt Farbe und Sprache. Der Wind „knipst“ die Taurotropsen von den Gräsern; der Regen „siebt“; die Eiche „stöhnt“, die Vögel „seufzt“ im Traum; man vernimmt den „Trommelschlag“ des Frühlings, „sieht“ den Sommer, den „großen Triumphator“, erfreut sich im Winter der „frehen Sternenspracht“ und „hört das Eis im Frost zusammenschmelzen.“ Im nächtlichen Walde „schiebt“ sich der Mond durch die weißen Stämme, wobei er sich „schmal macht, als fäh er in der Klemme“ usw. usw. Eine prachtvolle Schilderung der Tag- und Nachtgleiche ist diese:

Erinnerung: Es war am längsten Tage,  
Wo Abendrot und Morgenrot sich küssen,  
Mit blassen Armen, eine Sommerfage,  
Friedlich umhüllt zu seligen Gemüßen.  
Ich sah sie auf der eingestellten Wage,  
Die sich doch immer wieder trennen müssen.  
Die Sonne hört ich schon die Pfeile scharfen  
Und ihren Nachtsack in die Wogen werfen.

Ober ein anderes, lenzliches Lebensbild:

Rum ist der volle Frühling eingezogen;  
Die Fahne schwingt er hoch, der junge Held.  
Die Schwalbe kam, der Storch kam angeflogen;  
Zu Pfingsten haben alle Leute Geld.  
In jedem Dorfstrug trägt ein Fiedelbogen,  
In tausend grellen Farben tanzt die Welt,  
Und bunt sind Wiese, Heide, Heu und Hasel,  
So scheidig wie die Rathhauswand in Basel.

Oder ein Reiter: ihm „wippt“ sein Vart; der Sattel „jaelt“.  
Wo anders „purr“, „furr“, „pladder“, „Schlurz“ es. Oft stehen hoch- und plattdeutsche Malworte nebeneinander. Da springt z. B. einer „kopfeiter“ — wie köstlich ist das! Ober: die Seele senkte

sich auf Halbmaß; die Stille fährt dem Weltkarm in die Speichen und so fort im Reichthums Ueberfluthung eines Dichtergemüthes, das nimmer leer zu schöpfen ist. Jedes Stück in diesen drei ersten Bänden bezeugt ihn, der das alles sich einst vom Herzen gewälzt; bezeugt ihn in Leid und Plage, in Schuld und Zehle. Lebendiger vermöchte keiner dieses Mannes Erdentwalle nachzeichnend erstehen zu lassen, nachdem er selbst es zu einem Kunstwerk verdichtet hat.

Und daher durfte Richard Dehmel sich auf ein kurzes Wortwort zur Gesamtausgabe des Liliencronischen Schaffens beschränken. Aus ihm wird klar, wie ernst und feierlich der Poet um den Preis seiner künstlerischen Vollendung gerungen hat. Für die „Literaturphilologie“ bleibt also noch immer ein freies Betätigungsfeld offen. „Wenn Könige schaffen, haben die Kärner zu tun.“

Die nächsten drei Bände sollen um Pfingsten, die zwei letzten vor Weihnachten 1912 erscheinen. Sie werden in einem Bande fünf Dramen, in zwei Bänden fünf Romane und in einem Bande vier Novellenzyklen umschließen. Der Schlussband verspricht auch denen Ueberraisungen, die Liliencron noch nicht als Gausfer mit der Miene des „Kritikers“ kennen. Er ist auch hier, nach einem Poggfredwort: er selbst, sein eigen, „freh und frisch“.

Ueber die rein buchtchnische Herstellung der Ausgabe ist zu sagen: sie erweist sich würdig des Dichters. Wenn man dies im Auge behält, erscheint der Preis von 48 M. für das Gesamtwerk in acht Halbbänden mäßig.

Daß es sich kein Proletarier wird anschaffen können, bedauert wohl niemand bitterer als die Arbeiterchaft selbst, die gerade der Volkstümlichkeit Liliencrons die Bahn gebrochen hat. Vielleicht entschließt sich der Verlag Schuster u. Loeffler, Berlin, bald zu billigen Einzelausgaben der Hauptwerke. Ernst Krewski.

## Kleines feuilleton.

### Geologisches.

Die Zeitrechnung der Erdgeschichte. Seit die Geologie zu einer Wissenschaft geworden ist, hat man auch danach gefreht, das Alter der Erde und die Zeiträume ihrer Entwicklung abzuschätzen. Daß man auf eine annähernde Genauigkeit zunächst nicht rechnen könne, war den Gelehrten von vornherein klar. Charles Lyel, der für die Begründung der Geologie ungefähr dieselbe Bedeutung erlangte als Darwin für die Biologie, war ein Anhänger der Anschauung, daß die Vorgänge auf der Erde außerordentlich langsam geschehen und daher ungeheure Zeiträume in Anspruch nehmen. Später ist dann das Problem mehr von physikalischer Seite angefaßt worden, und dadurch entstand eine Wandlung der Anschauung in eine entgegengesetzte Richtung. Man kam zu dem Ergebnis, daß die Abkühlung der Erde aus einem feurig-flüssigen Zustand bis auf die heutigen Verhältnisse nur einige Duzend Millionen Jahre in Anspruch genommen habe und daß von dieser im Vergleich zu den bisherigen Annahmen kurzen Frist wieder nur ein Bruchteil auf die Bildung der Erdkruste zu rechnen sei, mit deren Erforschung die Geologie sich heute beschäftigt. Die meisten Geologen sind dann dieser von den Physikern dargebotenen Lehre beigetreten.

Nachdem die alten Theorien von der Entstehung der Erde aus einem Gasball erschüttert worden sind und namentlich die Enthüllungen über die strahlende Energie ganz neue physikalische Grundlagen geschaffen haben, ist auch die Abschätzung der erdgeschichtlichen Zeitrechnung wieder in ein neues Stadium eingetreten. Außerdem haben die Geologen selbst Mittel gefunden, solche Berechnungen auf neue Art anzustellen. Ueber diese Arbeiten haben die beiden amerikanischen Geologen Clarke und Beder eine verdienstliche Zusammenstellung gegeben. Der erste, der auf ganz neuer Basis das Alter der Erde zu bestimmen versuchte, war Professor Joly. Er ging von der Annahme aus, daß das Weltmeer ursprünglich aus süßem Wasser bestanden und seinen Salzgehalt erst allmählich durch die Gewässer des Festlands erhalten hätte. Er berechnete demzufolge erstens die Gesamtmenge von Kochsalz, die in den Ozeanen enthalten ist, und zweitens die Menge, die jährlich durch sämtliche Flüsse in den Ozean gelangt. Dadurch erhielt er für das Alter des Ozeans einen Zeitraum von 97,6 Millionen Jahren. Damit ist nun noch nicht das Alter der Erde selbst oder auch nur des Beginns der Entwicklung einer festen Erdkruste gegeben, aber man erhält doch eine gewisse Vorstellung davon, mit was für Zeiträumen man überhaupt bei der Erdgeschichte zu rechnen hat und kann diese bis zu der Zeit zurück verfolgen, in der die Erdoberfläche sich hinreichend abgekühlt hatte, um eine Verdichtung und Ansammlung des Wassers zu gestatten. Dr. Clarke aber hat diese Berechnung noch einer peinlichen Prüfung unterworfen, indem er die Abtragung der Landoberfläche durch die Flüsse in Betracht gezogen hat. Er schätzte danach die Menge von Kochsalz, die jährlich durch die Flüsse ins Meer gelangt, und zwar auf etwas über 175 Millionen Tonnen. Danach verbessert er die von Joly gegebene Ziffer auf etwa 80¼ Millionen Jahre. Dr. Beder will sie gar noch weiter auf 74,4 verringern. Man sieht, auf 10—20 Millionen Jahre kann es auch heute den Geologen nicht ankommen, wenn sie erdgeschichtliche Rechnungen aufstellen wollen.